

## Wie Frau H. mit ihrem Tumor lebt

Dass die 37-jährige Marina H. krank ist, kann man nicht übersehen. Ihre Bewegungen sind langsam und ihr Gang ist schleppend. Einen gänzlich anderen Eindruck gewinnt der Besucher an diesem frühlingshaften Tag im Mai, wenn die krebserkrankte Frau aus ihrem Leben erzählt.

So klar, schnell und detailreich wie sie spricht, ahnt man, wie energiegeladene Frau H. in Zeiten gewesen sein muss, in denen sie noch kerngesund war. Tatsächlich scheint ihr Leben bis zum Zeitpunkt der Erkrankung sehr harmonisch verlaufen zu sein. Ihre Kindheit in der Oberpfalz hat sich offensichtlich in einer idyllischen Umgebung abgespielt. Zusammen mit ihren drei Schwestern bewohnte sie in dem großen, zweistöckigen Haus auf rund 1000 Quadratmeter Grund gleich mehrere Zimmer. Strahlend weist sie darauf hin, „dass wir auch einen Hobbyraum mit einem Kicker und Dartscheiben hatten. Und in der unmittelbaren Umgebung gab es Mais- und Weizenfelder, in denen die Kinder gut „Verstecken“ spielen konnten.“ Auf jeden Fall lebte sie sehr gerne in der kleinen Gemeinde in Hirschau bei Amberg.

Ganz beiläufig erläutert Frau H. ihren drei Kindern, wie es zur Namensgebung des Dorfes kam: „Da war ein Jäger, der auf den Hirsch schoss. Da sagte der Hirsch ‚au‘.“ Die Kinder grinsen vergnügt. Dann erzählt die zierliche Frau mit den braunen langen Haaren und der halbtransparenten, mit zarten Blumenmustern verzierten Bluse weiter von ihrer Kindheit. Dass es praktischerweise vom Elternhaus nur etwa zwei Kilometer zum Haus von Opa und Oma waren. Auf ihre Eltern – insbesondere auf den Vater – ist Frau H. sehr stolz: „Mein Vater hatte ein Kachelofen- und Fliesenlegergeschäft. Als Familie L. waren wir sehr angesehene Leute. Jeder kannte uns.“

Und dann berichtet Frau H., dass sie schon als Kind von Planeten und Astronomie fasziniert war und dachte, dass sich da draußen in der Galaxie bestimmt noch Leben tummeln würde: „Die müssen ja nicht genauso aussehen wie wir Menschen.“ Mit einem Lächeln fügt sie hinzu: „Damals hätte ich am liebsten Astrophysik studieren wollen.“

### Dankbarkeit der Patientin ist motivierend

Aber es kam anders: Nach dem Abschluss der Realschule wurde sie – genau wie ihre Mutter – Krankenschwester. Und das, obwohl sie es ursprünglich gar nicht wollte, da sie miterlebt hatte, wie anstrengend der Beruf ihrer Mutter im Drei-Schichten-Dienst war. „Aber letztlich war mein Schwerpunkt die Erwachsenenpflege. Da lernt man viele Menschen kennen, pflegt sie, bis sie wieder halbwegs gesund sind und erntet Dankbarkeit.“ Während sie das sagt, zeichnet sich erneut ein sanftes Lächeln im Gesicht der jungen Frau ab und man spürt, wie wertvoll diese Erfahrung für sie war.

Und wie das Leben so spielt, wurde sie als die jüngste Schwester mit 20 Jahren auf die Palliativ-Krebsstation geschickt, also auf eine Station, auf der austerapierte Menschen lagen. „Der Anfang war hart. Ich wollte keine sterbenden Menschen sehen. Aber in Wahrheit war es dann wunderschön. Gerade hier waren die Patienten für jedes Wort unendlich dankbar. Es waren sehr vertrauensvolle Beziehungen und ich lernte ganze Familien und deren Geschichten kennen.“

Trotz aller guten Erfahrungen wollte Frau H. sich weiterentwickeln. Und so studierte sie äußerst erfolgreich Pflegemanagement. „Ich wollte Verantwortung übernehmen und in einer Leitungsfunktion arbeiten.“

Aber neben den beruflichen Herausforderungen tat sich auch sonst viel in ihrem Leben. Mit 28 Jahren lernte sie ihren Mann, einen elf Jahre älteren Berufssoldaten, kennen. Bevor sie 2010 schwanger wurde, erlebte sie zwei Fehlgeburten. „Da war zwar immer nur ein Pünktchen auf dem Ultraschall erkennbar, aber für mich war das trotzdem schlimm – immerhin hätte sich ja daraus Leben entwickeln können.“

Generell war ihr Kinderwunsch von einer romantischen Vorstellung geprägt: „Ich habe mir Zwillinge gewünscht. Dann können die Geschwister sofort miteinander spielen.“ Doch dann erfuhr sie, dass sie Drillinge austrug. Ihrem Mann war der Gedanke an Drillinge allerdings nicht geheuer.

In ihrer Vorfreude hatte Frau H. noch in der 28. Schwangerschaftswoche in ihrer Wohnung die zukünftigen Kinderzimmer renoviert und eingerichtet. Die Rechnung für dieses Engagement kam am Abend: Sie musste aufgrund dieser Überforderung in die Klinik eingewiesen werden.

Nach einer Woche entließ sich die zuversichtliche junge Frau selbst. Sie war sich sicher: „Ich spüre schon, wann die Kinder kommen.“ Außerdem hatte sie das Glück, dass sich ihre Wohnung über einer Arztpraxis befand. In der 34. Schwangerschaftswoche war es dann soweit: Die Babys sollten per Kaiserschnitt auf die Welt kommen. Im Krankenhaus wurde dann festgestellt, dass sie mittlerweile 15 Kilo Wasser eingelagert hatte und vor einer beginnenden Schwangerschaftsvergiftung stand. Gleich zwei Ärzte fragten sie fassungslos, ob ihr überhaupt bewusst sei, dass die Wehen bereits eingesetzt hatten. Die Antwort der Schwangeren: „Ja, ich weiß.“

### **Geburt als Highlight**

Nachdem sie gefragt wurde, „ob man die Kinder sofort holen soll“, stimmte sie diesem Vorschlag zu. Frau H. erhielt daraufhin eine Spinalanästhesie – vom Bauch abwärts bewirkte die Narkosespritze, dass sie völlig taub war. Außerdem war sie an Armen und Beinen fixiert. Dann – so erinnert sich Frau H.

noch ganz genau – „wurde ein Tuch vor meinem Kopf hochgehalten, damit ich nichts sehen konnte. Und dann ging ein riesiges Ruckeln durch meinen Körper. Danach stand die Hebamme mit einem übergläcklichen Gesichtsausdruck vor mir und sagte zu jedem Baby, das sie vor meinen Augen hochhielt, dass es gesund sei. Die Geburt meiner Kinder war ein echtes Highlight in meinem Leben.“

Die Namen der Kleinen standen für Frau H. schon länger fest: „Meine Lieblingsnamen sind Selina und Jonas. Und Hanna finde ich auch einen sehr schönen Namen.“ Nachdem sie alle drei Babys einmal in ihren Armen halten durfte, wurden diese von der Hebamme zur Frühgeburten-Station gebracht, wo sie im Inkubator aufgepäppelt werden sollten. Die viel zu mageren Geschwister mussten ein Gewicht von zwei Kilogramm erreichen. Bei den Mädchen wurde dieses Ziel sehr schnell erreicht, Jonas durfte erst nach einigen Wochen – exakt am Geburtstag ihres Mannes – den Inkubator verlassen.

Dieser machte übrigens keine gute Figur: Obwohl er von seiner Frau gebeten wurde, am Tag nach der Geburt gleich frühmorgens in die Klinik zu kommen, erschien er erst am Nachmittag. Die junge Mutter selbst war während der Zeit, in der Jonas im Inkubator lag, jeden Tag zu Besuch bei ihrem kleinen Jungen.

Nachdem sehr schnell klar war, dass ihr Mann seinen Feierabend eher mit Kumpels in der Kneipe verbrachte, als sich um seinen Nachwuchs zu kümmern, wurde Frau H. massiv von ihren Eltern unterstützt. Das empfand sie als ein großes Glück, zumal sie nach einem Jahr zuhause wieder arbeiten gehen wollte. „Auf die Großeltern sind wir stolz: Sie haben die Kleinen sehr oft in die Kita gebracht und wieder abgeholt.“ Insbesondere ihr Vater war übergläcklich, wenn er mit seinen Enkeln zusammen sein konnte.

Auch im Rückblick findet Frau H. die Begeisterung ihres Vaters großartig: „Ich bin sowieso ein Papa-Kind. Er war immer für mich da und ist der Held meiner Kindheit! Dass er so viel Freude mit seinen Enkeln hatte, war nur eine konsequente Entwicklung.“

## **Drang sich weiterzuentwickeln**

Als ob sie nicht genug ausgelastet gewesen wäre, machte die junge Mutter parallel zum Beruf das Fachabitur und belegte per Fernstudium einen Kurs als Innenarchitektin, den sie mit einer glatten ‚Eins‘ abschloss. Eher schlecht lief es dagegen in ihrer Ehe. Nachdem etliche Gespräche im Hinblick auf seine Vaterrolle nichts gebracht hatten, ließ sich Frau H. scheiden und sagte ihrem Mann klipp und klar die Meinung: „Ich brauche kein viertes Kind, ich brauche dich als Mann.“ Der Ex brachte es dann fertig, über einen Zeitraum von sechs Jahren keinerlei Kontakt zu seinen Kindern zu halten.

Als die Kinder zwei Jahre alt waren, wechselte die Krankenschwester in die Aufnahmestation im Roten-Kreuz-Krankenhaus nach München. Zu dieser Zeit hatte sie auch einen neuen Mann kennengelernt, einen Afghanen: „Seine Familie hat mich so herzlich aufgenommen, als ob ich ihre Tochter wäre.“

Die Arbeit in der Aufnahmestation war sehr anspruchsvoll, da diese Station mehr oder weniger eine Vorstufe der Intensivstation war. Und dennoch packte Frau H. wieder der Ehrgeiz: „Ich wollte unbedingt noch etwas dazulernen.“ Wieder begann sie ein Fernstudium und machte den Bachelor in Pflegemanagement. Danach arbeitete sie in leitender Stellung im städtischen Klinikum Harlaching. Sichtlich stolz erzählt Frau H., dass sie als Pflegeleiterin sogar häufig von jungen Ärzten beispielsweise in Beziehung auf die Medikation um Rat gefragt wurde. Auch seitens der Patienten bekam sie höchstes Lob: „Häufig hieß es: „Ah, da kommt ja wieder unser Sonnenschein!“ Ich habe gelernt, auch bei Notfällen ruhig zu bleiben und Mut zu machen.“

Ein trauriger Vorfall war der Tod ihres Vaters, der 2017 an einem NET-Tumor verstarb. Vom Zeitpunkt der Diagnose an hielt er noch drei Jahre durch. „Meine Schwester war in der Sterbephase des Vaters schwanger. Mein Vater wollte unbedingt noch die Geburt miterleben und einen weiteren Enkel im Leben begrüßen dürfen. Und das hat er geschafft!“ Obwohl diese drei Jahre nicht leicht waren und der Vater – einst ein großer, starker Mann – von seiner Frau im Rollstuhl herumgefahren werden musste, empfand Frau H. „das auch als eine schöne Zeit. Wir waren ständig in Kontakt. Wenn ich ihn nicht besuchen konnte, war ich per Facetime mit ihm in Kontakt. Er wusste, dass er nicht allein ist.“ Als ihn Frau H. im Sterbeprozess zum letzten Mal an ihrem Geburtstag besuchte, versuchte ihr Vater noch ihren Vornamen zu sagen und konnte nur noch ein leises „Ma, ma“ statt ihres Vornamens „Marina“ flüstern. Danach schlief er für immer ein. „Als Krankenschwester ist mir dieses Phänomen bekannt. Todkranke Patienten warten häufig noch auf Angehörige, bevor sie dann für immer loslassen können und ihren Seelenfrieden finden.“

## **Ein ungutes Gefühl**

Im März 2018 kam dann der nächste Schlag: Frau H. merkte ganz deutlich, dass mit ihr etwas nicht in Ordnung war: Das rechte Auge war leicht nach innen gedreht und immer häufiger sah sie Bilder doppelt. Ein Augenarzt nahm ihre Beschwerden nicht ernst und meinte, sie solle sich bei der Arbeit mehr schonen und einen guten Kaffee trinken, dann würde sich alles wieder einrenken.

Schließlich schickte ihre Hausärztin sie zu einem Neurologen. Dieser stellte per MRT fest, dass sie einen Tumor im Gehirn hatte. Allerdings machte ihr der Doktor falsche Hoffnungen: „So einen Tumor kann man leicht herauschneiden.“ Frau H. wurde in die „Klinik rechts der Isar“ in München geschickt. Dort wurde festgestellt, dass sich der Tumor direkt über beiden Hirnhälften befand. Am vierten Tag wurde eine Biopsie vorgenommen: „Ich hatte einen Helm auf und dann wurde meinem Kopf eine kleine Gewebeprobe entnommen.“

Das Ergebnis war niederschmetternd, denn offenbar handelte es sich um ein Glioblastom, die schlimmste und nicht behandelbare Form eines Gehirntumors. Konkret bedeutet eine solche Diagnose, dass „es schon nach sechs Wochen mit meinem Leben vorbei sein kann.“

Frau H. erinnert sich auch heute noch genau, wie sie damals heulend nach Hause gefahren ist und gleichzeitig davon überzeugt war, dass es sich um eine Fehldiagnose handelte. Später stellte sich heraus, dass es sich bei dem Tumor um eine Vorstufe eines Glioblastoms handelte. Mit diesem Befund können Betroffene im Durchschnitt noch zwischen fünf und fünfzehn Jahre leben. Lächelnd fügt Frau H. hinzu: „Manche schaffen sogar 25 Jahre.“ Als ob ihr Überlebenskampf eine Sportart wäre, sagt sie: „Mein Ziel ist es, die Volljährigkeit meiner Drillinge zu erleben. Meine Kinder sind jetzt elf Jahre alt. Sieben Jahre muss ich also noch durchhalten.“ Schon längst hat sie alle Dinge geregelt, die im Sterbefall notwendig sind. „Ich habe ein Testament geschrieben und für die Kinder eine Sterbegeldversicherung eingerichtet.“

### **Sie ist eine Kämpferin**

In dem Gespräch mit Frau H. an diesem Nachmittag wird deutlich, dass sie eine Kämpferin ist: „Ich bin so dankbar, dass ich meine Dinge klären konnte und blicke positiv nach vorne. Herumsitzen und weinen bringt ja auch nichts. Außerdem bin ich gläubig, das hilft mir auch.“ Dass sie in den fünf Jahren Nonstop-Therapie immer wieder zwischen Hoffnung und Enttäuschung schwankte, erwähnt sie eher nebenbei.

Ihren Tumor hat die – trotz ihrer Krankheit – verblüffend jung und optimistisch wirkende Frau inzwischen vollständig als Teil ihrer Person akzeptiert. „Ich habe ihm sogar einen Namen gegeben und unterhalte mich mit Vivian.“ Die vermutlich wichtigste Quelle für ihren unverdrossenen Lebensmut sind jedoch ihre bezaubernden Kinder: „Ich habe für jedes von ihnen einen Abschiedsbrief geschrieben und wünsche ihnen, dass sie so bleiben wie sie sind. Ich weiß, dass sie ihr ganzes Leben lang großartige Menschen sein werden.“

Und dann, ganz am Ende unseres Gesprächs fasst Frau H. ihre Lebensphilosophie noch einmal zusammen: „Der Glaube versetzt Berge und die Hoffnung sowieso. Man kann alles schaffen, woran man glaubt!“